

# Die Alpen in der deutschen Dichtung : zu Albrecht von Hallers 200. Geburtstag (16. Okt.)

Autor(en): **Zollinger, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1908)**

Heft 4

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-789056>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die Alpen in der deutschen Dichtung.

Zu Albrecht v. Hallers 200. Geburtstag (16. Okt.).

Von Max Zollinger.

Etiam hic Dei sunt.

Der Sinn für die erhabene Schönheit der Alpenwelt ist, obwohl er dem heutigen Menschen und vor allem dem Schweizer im Blute zu liegen scheint, ein Produkt verhältnismässig junger Kulturströmungen. \*) Den verwöhnten Kindern des klassischen Altertums graute vor dem hochgetürmten, von zerklüfteten Felszacken starrenden Wall, der im Norden dem eilenden Fusse des Wanderers Halt gebot, und Hannibals Alpenübergang im Jahre 218 v. Chr., der ungezählte Menschenleben forderte, bot der Furcht der Römer vor dem Gebirge neue Nahrung.

„Hier blüht nimmer der Lenz, hier schmückt kein Sommer die Landschaft.  
Einsam wohnt auf den grausen Höh'n und hütet den steten  
Sitz der grässliche Winter; von allen Seiten versammelt  
Hier er schwarze Gewölk und hagelschauernde Regen.  
Hier ist der Winde Reich; hier haben die wilden Orkane  
Ihre Wohnung erwählt. Es dunkelt im hohen Gesteine  
Menschenblick, und der Wanderer sucht im Nebel den Felspfad.“

(Cajus Silius Italicus: Punica III, 477 f.; übersetzt von Bothe.)

\*) Über die Entwicklung des Alpensinnes in der Literatur vgl.: Jakob Frey: „Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter“ (Berlin 1877, in der Sammlung wissenschaftlicher Vorträge, ed. Virchow u. Holzendorff). — Ludw. Friedlaender: „Die Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur, im Gegensatz zum antiken Naturgefühl“ (Leipzig 1889). — Ed. Hoffmann-Krayer: „Die Entwicklung des Naturgefühls in deutscher Dichtung und Kunst“ (Kochs „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte“ I, 145). — Dr. H. Dübi: Bergreisen und Bergsteigen in der Schweiz vor dem XIX. Jahrhundert“ (Jahrbuch des S. A. C. XXXVI, 210, 1900). — Heinrich Dübi: „Der Alpensinn in der Literatur und Kunst der Berner“ (Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1902). — Eine Berner Doktordissertation über denselben Gegenstand war mir nicht zugänglich.

Die mittelhochdeutsche Minnelyrik, welche die Natur im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten gerne mit den Liebessorgen des Sängers in Zusammenhang bringt, kennt die Berge überhaupt nicht; einem Zeitalter, das in farblosen und unplastischen Naturschilderungen und in einem Überschwang von schmachtenden, oft unwahren Liebesgefühlen schwelgte, musste die herbe Schönheit der Alpennatur verschlossen bleiben. Der erste Dichter, der die Alpenwelt und ihre Reize poetisch verherrlichte, ist der Italiener Francesco Petrarca, der — er verdient also auch in dieser Hinsicht „der erste moderne Mensch“ genannt zu werden — im Jahre 1336 den Mont Ventoux bei Avignon bestieg. Auch Dante scheint mit der Technik des Bergsteigens einigermaßen vertraut gewesen zu sein, wie seine Klettereien mit Virgil im Inferno und Purgatorio vermuten lassen, denen ein gelehrter englischer Alpenfreund das Zeugnis ausstellt, dass sie „kunstgerecht ausgeführt und klassisch beschrieben“ seien.

Das Erwachen des Interesses an der Alpenwelt in der Schweiz fällt in die Zeit der Kirchenreformation. Noch im Jahre 1386 wurden in Luzern sechs Geistliche ins Gefängnis geworfen, weil sie die Absicht gehegt hatten, dem sagenumspunnenen Fracmont\*) auf den Leib zu rücken. Erst 1518 gelang es vier Anhängern Zwinglis, unter denen der St. Galler Reformator Vadianus war, durch eine Besteigung des sorgfältig gehüteten Berges die Unwahrheit der Legende von dem in den Pilatussee gebannten römischen Statthalter zu beweisen. Der erste Alpentourist im heutigen Sinne des Wortes ist der Zürcher Naturforscher Konrad Gessner (1516—1556), der „Linné des XVI. Jahrhunderts“; „ich habe mir vorgenommen“, sagt er in der Einleitung zu seinem Buch „De admiratione montium“ („Über die Bewunderung der Berge“, 1541), „so lange mir Gott Leben schenkt, jährlich einige Berge oder doch mindestens einen zu besteigen, teils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, teils um den Körper zu kräftigen und dem Geist Erholung zu verschaffen. Welch herrlichen Genuss gewährt es doch, die gewaltigen Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben!“

Schon in den ersten Jugendjahren des Alpinismus nahm sich die Muse, wenn auch noch schüchtern und zögernd, der Alpen an. Im Jahre 1536 feierte Johannes Müller, genannt Rhellicanus, in seiner „Stockhornias“ die Schönheiten der Alpen in holperigen lateinischen Versen, und 1605 erschien in Bern, verfasst von dem Thuner Pfarrer Hans Rudolf Rebmann, genannt Ampelander, das erste deutsche Gedicht zum Preise der Berge unter dem schönen Titel: „Ein neüw, lustig, ernsthaft poetisch Gastmal und Gespräch zweyer Bergen in der löblichen Eidgnosschaft

\*) Fracmont = mons fractus, Brocken; alter Name für den Pilatus.



und im Berner Gebiet gelegen, nemlich des Niesens und Stockhorns“ usw.; irgendwelchen künstlerischen Wert besitzt das gutgemeinte Opus des wackeren Thuner Pfarrers nicht. Im XVII. Jahrhundert scheint in der Schweiz das Interesse an den Alpen unter dem Eindruck des dreissigjährigen Krieges und der Religionswirren im Inneren des Landes fast ganz erloschen zu sein; statt dessen griff jene Geschmacksrichtung um sich, welche die Berge „scheusslich“, die Ebene dagegen „lustig“ und „angenehm“ fand und in wunderlich zugestutzten Hecken und barock verschnörkelten Gartenwegen ihr höchstes Landschaftsideal sah. Während das schweizerische Mittelland, das vom Kriegselend verschont geblieben war, Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus* wie ein Paradies auf Erden erschien, erzählte man sich von den Bewohnern der Berggegenden die haarsträubendsten Sachen. 1627 wusste ein hochgelahrter Franzose zu berichten, dass „die Bewohner der Alpen aus Mangel an erdigem Boden ihre Toten im Eis begraben und in gänzlicher Abgeschlossenheit, unglücklich wie ihre Tiere, die Sprache verlernen“, und der Rostocker Professor Georg Detharding behauptete 1705 in einer Abhandlung (*de aere Rostochiensi*) allen Ernstes, dass die Schweizerluft „wegen ihrer Ungesund- und Grobheit die Leute ganz dumm mache, und dass das Heimweh der Schweizer nur davon herkomme, dass sie die reinere und bessere Luft in der Fremde nicht vertragen könnten“. Gegen diese abstrusen Ansichten machte ein Gesinnungsgenosse Gessners, der Zürcher Arzt J. J. Scheuchzer (1672—1738), der zwischen 1702 und 1711 mit seinen Schülern das Hochgebirge durchstreifte, energisch Front (die Naturschilderungen dieses bedeutenden Gelehrten, der übrigens noch naiv daran glaubte, dass Drachen in den Schluchten der Berge hausen, hat Schiller für den landschaftlichen Hintergrund seines *Tell* benutzt), und ebenso betonte Joh. Georg Keyssler in seiner damals viel gelesenen „Reise durch Teutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz“ usw. (Hannover 1740), „dass man sich von den Schweizern und ihrer Handlung einen falschen Begriff mache, wenn man sich in diesen Gegenden nichts als unfruchtbare Klippen, rauhe Gebirge, beständigen Schnee und finstere Täler vorstelle“. Das entscheidende Wort aber, das den ungeheuerlichen Gerüchten über das Alpenland und seine Bewohner ein für allemal ein Ende machte, sprach der Berner Dichter und Arzt Albrecht von Haller.

Viktor Albrecht Haller, geboren am 16. Oktober 1708 in Bern, studierte in Tübingen und Leyden Medizin und Botanik und wandte sich, nachdem er sich in Leyden die Würde eines *Doctor medicinae* erworben und seine Studien einige Monate in London und Paris fortgesetzt hatte, nach Basel, um in den Jahren 1728 und 1729 bei dem berühmten

Mathematiker Joh. Bernoulli (1667—1748) Vorlesungen zu hören. Da er in Basel keine seinen Kenntnissen angemessene Stellung finden konnte, kehrte er, wie es scheint im Mai 1729 als praktischer Arzt in seine Vaterstadt zurück. Nach einigen an Arbeit und Ärger reichen Jahren siedelte er im September 1736 als „Professor der Medizin, Anatomie, Botanik und Chirurgie“ nach Göttingen über, wo er eine äusserst fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete, die ihm den Ruf eines der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit eintrug. Sein innigster Wunsch blieb es, für die Vaterstadt wirken zu dürfen, und so zog er denn, als er im Frühjahr 1753 durchs Los zum Rathausamman, d. h. Saalinspektor und Stimmenzähler im Grossen Rat ernannt wurde, diese bescheidene Stellung im Dienste Berns einer glänzenden akademischen Laufbahn im Auslande vor — selbst Friedrich der Grosse hatte versucht, ihn nach Berlin zu ziehen — und kehrte in die Heimat zurück, wo er, von schweren Leiden heimgesucht und dennoch bis zum letzten Atemzug unermüdlich tätig, am 12. Dezember 1777 starb.

Haller war in erster Linie Gelehrter; vor dem Gelehrten musste, wie er selbst mehrfach betonte, der Dichter zurücktreten. „Ich habe niemals verlangt, ein Dichter zu heissen“, sagt er von sich selbst. In der Vorrede zu seinem „Versuch schweizerischer Gedichte“ spricht er von der „poetischen Krankheit“, und als ihn Kaiser Joseph II. wenige Tage vor seinem Tode besuchte und ihn fragte, ob er immer noch dichte, gab ihm Haller die verdrossene Antwort: „Das war meine Jugendsünde“.

Hallers dichterische Tätigkeit fällt in das zweite und dritte Dezenium seines Lebens. In seinen ersten Versuchen steht der junge Dichter vollständig unter dem Einfluss des ihm innerlich verwandten Lohenstein, dessen klangvolles, aber oft hohles und schwülstiges Pathos mächtig auf ihn wirkte; „die Abendlichter des Lohensteinischen Glanzes spielen noch bemerkbar in das Morgenrot von Hallers Dichterruhm hinein“ (Ad. Frey). Schon in den „Morgengedanken“ des siebzehnjährigen Tübinger Studenten, die der Dichter selbst „die Frucht einer einzigen Stunde“ nennt, finden sich neben konventionellen und wenig sagenden Wendungen Bilder von überraschender Kühnheit und Kraft:

„Du hast der Berge Stoff aus Ton und Staub gedrehet,  
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt,  
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,  
Der Wolken Kleid darum gewälzt.

Den Fisch, der Ströme bläst und mit dem Schwanze stürmet,  
Hast du mit Adern ausgehöhlt;  
Du hast den Elefant aus Erden aufgetürmet,  
Und seinen Knochenberg beseelt.“



Das machtvolle Pathos dieser Verse erfüllte Schiller selbst dann noch mit Bewunderung, als, wie Andreas Streicher, sein treuer Gefährte auf der Flucht von Stuttgart, erzählt, „seine erste Jugendzeit längst verflogen war“. Die „Morgengedanken“ des Siebzehnjährigen bilden das Präludium zu Hallers Meisterwerk, mit dem sein Name bis auf unsere Zeit hinab fortlebt, zu dem grossen Gedichte „Die Alpen“.

Das Gedicht beginnt mit einem wehmütigen Rückblick auf die längst entflozene, unschuldvolle Jugendzeit des Menschengeschlechtes; einzig „die Schüler der Natur“, die „auf Schweizerlands beschneiten Mauern wachen“, haben die ursprüngliche Sittenreinheit zu bewahren vermocht. Die glückliche, genügsame Zufriedenheit, die das schlichte Bergvolk besetzt, hilft ihm über die Mühsale der täglichen Arbeit hinweg und verwandelt die unwirtliche Gebirgswelt in ein herrliches Paradies:

„Denn wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,  
Die Felsen selbst beblümt und Boreas gelinder.“\*)

Heiter und unbekümmert um das Morgen verrichtet der Älpler sein hartes Tagewerk; in harmloser Genügsamkeit geniesst er die Freuden, die ihm das Leben bietet; denn

„... hier hat die Natur die Lehre, recht zu leben,  
Dem Menschen in das Herz und nicht ins Hirn gegeben.“

Frei und offen, nicht beschränkt durch „falsche Zucht, der wahren Keuschheit Affen“, darf sich hier die Liebe äussern:

„Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,  
Er liebet sie, sie ihn, dies macht den Heirat-Schluss.  
Die Eh' wird oft durch nichts als beider Treu' befestigt,  
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuss ...

Im Frühling, wenn der laue West die Blumen weckt, flieht der Älpler  
„aus den verhassten Gründen,

Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fliesst“,  
hinauf in die Berge. Beim dämmernden Morgenrauen erhebt er sich vom Lager und zieht mit der stattlichen Herde auf die Weide; bei einbrechender Nacht zieht er mit der „satten Schar“ nach Hause zurück, wo seiner im Kreise seiner Lieben ein „schlechtes“, d. h. einfaches Mahl harret. Der Herbst schüttet ein reiches Füllhorn herrlicher Früchte über die Glücklichen aus, und durch den Bergwald irren, begleitet vom lauten Gekläff der flinken Rüden, die munteren Klänge der Jagdhörner. Die Rebe allerdings gedeiht auf diesen Höhen nicht, und der Älpler weiss

\*) Die Zitate geben in modernisierter Orthographie und Interpunktion den Wortlaut der ersten Auflage des Gedichtes aus dem Jahre 1732 wieder (nach der von Adolf Frey besorgten Ausgabe in Kürschners deutscher Nationalliteratur, Bd. 41, S. 15 f.).

den Genuss feurigen Weines nicht zu würdigen; doch auch darin zeigt sich die Weisheit und Güte der Vorsehung:

„Beglückte, klaget nicht; ihr wuchert im Verlieren,  
Kein Gut, kein nötig Trank, ein Gift verlieret ihr.  
Die gütige Natur verbietet ihn den Tieren,  
Der Mensch allein trinkt Wein und wird dadurch ein Tier.  
Für euch, o Selige! will das Verhängnis sorgen,  
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.“

Im Winter aber versammeln sich die Hirten in der verschneiten Hütte um das flackernde Herdfeuer und vertreiben sich die müssige Zeit mit munterem Gespräch. Da ist der Wetterkundige, der den Sturm bei klarem Himmel kommen sieht und schon im Frühjahr den Ertrag der Ernte voraussagen weiss; ein junger Hirt erfreut die Gesellschaft mit hübschen Liedern, und ehrwürdige Greise erzählen von den Heldentaten der Ahnen und weisen darauf hin, dass Eintracht und Zucht selbst ein kleines Ländchen erhalten und es erstarken lassen. Doch den Mittelpunkt der Gesellschaft bildet ein geschwätziges Alter, dessen scharfem Forscherauge weder die verborgenen Schätze der Erde, noch die Vorgänge im Reich der Winde entgehen, und mit beredten Worten schildert der Allerweltsweise die wundervollen Reize der Alpenwelt. Am frühen Morgen, wenn die Nebel im Glanze der emporsteigenden Sonne zerfliessen, zeigt sich die Alpenwelt dem Wanderer, der den heraufdämmernden Tag auf der hohen Spitze eines Berges erwartet, in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht:

„Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels' und Seen  
Fällt, nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,  
Die graue Ferne schliesst ein Kranz beglänzter Höhen,  
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.“

Überall bieten sich dem Blick des wissensdurstigen Wanderers neue, überraschende Bilder dar. Ein herrlicher, bunt gestickter Blument Teppich bedeckt die Erde:

„Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane  
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,  
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,  
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.  
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,  
Türmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand,  
Der Blätter glattes Weiss, mit tiefem Grün durchzogen,  
Strahlt von dem lichten Blitz von feuchtem Diamant.  
Gerechtestes Gesetz! Dass Kraft sich hier vermähle,  
In einem schönen Leib wohnt eine schön're Seele.“

Durch das feuchte Dunkel der Höhlen, in die sich kein erwärmender Sonnenstrahl stiehlt, blitzt der funkelnde Kristall, und aus den Felsen



sprudeln heilkräftige Quellen. Der rauschende Bergbach führt gediegenes Gold mit sich, und lächelnd lässt der Hirt den Schatz vorüberfliessen. Verblendete Sterbliche, die ihr in den Fesseln des Geizes, der Ruhmsucht und der Sinnlichkeit schmachtet!

„Die Pracht, die euch umringt, schliesst euch in güldne Ketten,  
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur andern schön!“

In der schwülen, dunstigen Luft der Städte,

„wo Bosheit und Verrat im Schmuck der Tugend geh'n“,

kann sich des Menschen höheres Selbst niemals frei und ungebunden entfalten; nur das heitere Völklein der Hirten kennt das beseligende Glück, das dem kindlich Reinen beschieden ist, und weiss es zu erringen und zu bewahren:

„Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemütern  
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefasst,  
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,  
Die kein Verdruss vergällt, kein Wechsel macht verhasst.“

Haller hat auf dieses Gedicht, das ihm von allen „am schwersten geworden ist“, unendliche Mühe verwandt; er opferte „diesen wenigen Reimen die Nebenstunden vieler Monate“. Die Sprache verrät denn auch trotz des grossartig pathetischen Schwunges, durch den sie sich auszeichnet, häufig die mühselige Arbeit, die sich der Dichter sein Meisterwerk kosten liess: sie klingt oft unmelodisch, hart und rauh und ist sogar von argen Verstössen gegen die Regeln der heiligen Grammatik nicht ganz frei; deshalb fiel denn auch der Leipziger „Sprachreiniger“ Gottsched in seiner „deutschen Sprachkunst“ (1748) wütend über Haller her, und der Freiherr v. Schönaich durfte in seiner „Ästhetik in einer Nuss“ (1754) im Hinblick auf die Verse:

„Er treibt den trägen Schwarm von schwerbeleibten Kühen  
Mit freudigem Gebrüll durch den betauten Steg.“

spotten: „Wie schön der Hirt nicht brüllet!“

Haller selbst war sich der Mängel seiner poetischen Sprache vollkommen bewusst. „Ich bin ein Schweizer“, sagt er in der Vorrede zur sechsten Auflage seiner Gedichte (1751); „die deutsche Sprache ist mir fremd, und die Wahl der Wörter war mir fast unbekannt.“ Unermüdlich feilt er an seinen Gedichten; doch bei vielen Stellen gelingt es ihm trotz fleissiger Arbeit nicht, eine bessere Wendung zu finden, und da entschliesst er sich denn, „lieber einen Sprachfehler, als einen matten Gedanken stehen zu lassen“.

Auch in den „Alpen“ steht Haller noch im Banne des Lohensteinischen Pathos; doch von den Engländern, die ihm „den Vorzug der schweren (d. h. philosophischen, didaktischen) Dichtkunst“ gezeigt, hat er gelernt,



„dass man in wenigen Worten weit mehr sagen kann, als man in Deutschland bisher gesagt hatte“, und so beginnt er denn, „das geblähte und aufgedunsene Wesen des Lohensteins, der auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimmt“, im wahren Lichte zu sehen. Sein Dichterideal findet er in Virgil verkörpert, „dessen Erhabenheit wie ein Adler in der oberen Luft schwebt“; die Griechen dagegen, und vor allem Homer, stossen ihn wegen ihrer „Unsittlichkeit“ ab. Unter den lebenden Deutschen ziehen ihn der Hamburger Ratsherr Barthold Heinrich Brockes (1680—1747), in dessen „irdischem Vergnügen in Gott“ er „grosse Schönheiten“ findet, und „der angenehme und rechtschaffene Herr Drollinger“ (Karl Friedr. Drollinger, 1688—1742), mit dem ihn innige Freundschaft verband, besonders an.

Um Hallers Bedeutung für die Entwicklung der poetischen Sprache würdigen zu können, muss man bedenken, dass er in der deutschen Sprache seiner Zeit ein noch rohes, ungeschliffenes Werkzeug fand; er ist der erste deutsche Dichter, welcher ihr jenen höheren, edleren Schwung zu geben vermochte, der in dem erhabenen, tragischen Pathos Schillers in höchster Vollendung erscheint. Haller gab der deutschen Sprache den Schwung und die Kraft, Klopstock den Wohlklang und die Melodie; Haller breitet die machtvoll pathetische Jambensprache unserer grossen Tragiker vor; Klopstock führt das gefühlvolle und stimmungskräftige Lied seiner höchsten Blüte entgegen. — Der scharfsinnige Mathematiker Abrah. Gotth. Kästner fand das schöne und wahre Wort:

„Aus Reimen, deren Schwung die Erde nie verlor,  
Stieg Haller einst mit Adlersflug empor.“

Neu, wie Hallers eigenartige Sprache, ist vor allem das Milieu, das er in den „Alpen“ schildert; er hat als der erste die Schönheiten der Alpennatur mit dem Auge des gottbegnadeten Dichters geschaut. Das Zeitalter, das ihn hervorbrachte, fand nur die Ebene schön und malerisch; Claude Lorrain, Poussin, Jan van Goyen, Ruysdael, Rembrandt, Hobbema, stellen fast ausschliesslich flache Gegenden oder romantische Küstenpartien dar, und der einzige bedeutende deutsche Landschaftler des XVII. Jahrhunderts, Adam Elsheimer, brachte den grössten Teil seines Lebens in Rom zu.

Während seiner Lehr- und Wanderjahre war Haller, wie wir aus seinen 1883 von Ludwig Hirzel herausgegebenen Tagebüchern wissen, noch ganz im Geschmacke seiner Zeit befangen. Die Gegend zwischen Halberstadt und Halle gefällt ihm vortrefflich, und er bedauert nur, dass „das Land gegen Halle bergicht“ wird; er ist entzückt von der Umgebung von Leyden, wo „kein Baum ausser der Schnur wächst“, und findet

„nichts rührender, als eine lange, mit einem Wassergraben durchwässerte, mit doppelten Bäumen begrünzte Strasse beim Mondschein zu sehen“. Auf der grossen botanischen Alpenreise, die Haller im Sommer 1728 mit seinem Freunde Joh. Gessner von Basel aus unternahm, vollzog sich in seinem Inneren ein mächtiger Umschwung. Mit überwältigender Macht wirkte die erhabene Majestät der Alpenwelt auf seine junge, empfängliche Seele, und mit jugendfrischer Begeisterung für die Berge und den Charakter des Hirtenvölkchens stimmte er seinen Hymnus auf die Alpen an, der ihn zu einem der meistgelesenen Dichter seiner Zeit machte. Mit plastischer Kraft entwirft er ein Bild von der Aussicht, die sich beim Erwachen des jungen Tages vor dem Auge des Wanderers auftut, und mit feinem Verständnis für die Farbenwirkung der Alpenblumen schildert er in jenen Versen, denen selbst Lessing, wenn sie ihm auch prinzipiell anfechtbar erscheinen, bewunderndes Lob spendet (Laokoon XVII), den bunten Blütenschmuck der Alpenwiesen.

Haller sieht indes nicht in der Darstellung der landschaftlichen Szenerie den Hauptzweck seiner Dichtung; ihm kommt es vor allem darauf an, dem verwöhnten, durch raffinierte Überkultur demoralisierten Städter das unschuldvolle Leben der Älpler vor Augen zu führen und ihn dadurch zur Einkehr und Umkehr zu bewegen; durch das ganze Gedicht geht als Leitmotiv das mahnende Wort:

„Seht ein verachtet Volk bei Müh' und Arbeit lachen,  
Und lernt, dass die Natur allein kann glücklich machen!“

Hallers „Alpen“ — auch auf seine anderen, nicht sehr zahlreichen Gedichte einzugehen, ist hier nicht der Ort — hatten einen für seine Zeit beispiellosen Erfolg. Das Gedicht wurde ins Französische, Englische, Italienische und sogar ins Lateinische übersetzt und bis zum Tode Hallers nicht weniger als dreissigmal aufgelegt, und der Dichter erschien, wie Gœthe in „Dichtung und Wahrheit“ (II, 10) erzählt, „unter den ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich“. Klopstock („Von der Sprache der deutschen Poesie“) stellt ihn neben Luther und über Opitz; Lessings Jugendfreund, der früh vollendete Ewald von Kleist, feiert ihn in seinem „Frühling“ mit den schönen Versen:

„Mal mir die Landschaft, o Du, aus dessen ewigen Liedern  
Der Aare Ufer mir duften und vor den Augen mir prangen,  
Der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,  
Zu Ehrensäulen gemacht!“

Und ein spätgeborener Epigone, Joh. Rud. Wyss d. j. (1782—1830), huldigt dem Genius Hallers mit den bewundernden Worten:

„Steht gleich Alpen ja doch urgross und gediegen und furchtbar  
Haller bewundert und hehr, strebend zum Himmel hinauf.“



Doch das schönste und zugleich treffendste Urteil über den geistesverwandten Dichter hat Schiller in seiner Abhandlung: „Über naive und sentimentalische Dichtung“ gefällt:

„Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisieren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpentälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tief rührend ist seine Klage; mit energischer, fast bitterer Satire zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist gross, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.“

Klar und deutlich klingt aus Hallers Dichtung der Kampftruf des Mannes heraus, der mit leidenschaftlicher Rhetorik der modernen Kultur jeden höheren Wert abzusprechen wagte und statt dessen die Rückkehr in den Urzustand des Naturmenschen predigte: das „retour à la nature“ des Genfers Jean Jacques Rousseau. Mit begeisterten Worten preist Rousseau in der Maske St-Preux' die Schönheiten der Walliser Alpen; bald schweben gewaltige Felsbrocken über seinem Haupte, bald übergiessen ihn hohe, schäumende Wasserfälle mit feinem Sprühregen, oder er verliert sich in ein dichtes Gebüsch und wird beim Heraustreten aus dem Dickicht durch den unerwarteten Anblick einer grünen Waldwiese entzückt (La nouvelle Héloïse, première partie, lettre XXIII de St-Preux à Julie). Was an Rousseaus Alpenschilderungen eigene Anschauung und was blosse Fabulierung ist, lässt sich allerdings nicht mehr mit Sicherheit feststellen; das verlogene Bild, das er in den „rêveries du promeneur solitaire (cinquième promenade)“ von der Petersinsel entwirft, mahnt in dieser Beziehung sehr zur Vorsicht. Das allerdings lässt sich nicht bestreiten: mächtiger als Hallers Gedichte wirkte wohl Rousseaus mit schwärmerischer Begeisterung vorgetragenes Naturevangelium, als kräftige und gesunde Reaktion auf die nüchterne Aufklärungsphilosophie, auf das ganze gebildete Europa, und da sich der von Rousseau gepriesene Naturzustand des Menschen anscheinend nirgends so rein und unverfälscht erhalten hatte, wie in den weltverlorenen Tälern der Zentralalpen, ergoss sich im letzten Viertel des Jahrhunderts ein rasch anschwellender Strom von Wallfahrern nach dem Heiligtume der Natur in die Schweiz.

Als einer der ersten Naturenthusiasten flüchtete sich G o e t h e im Sommer 1775 in die Berge der Urschweiz, um hier das durch das unerquickliche



Verhältnis zu seiner Braut Lili Schönemann gestörte innere Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Als er „an einem glänzenden Morgen“ mit dem Theologen Passavant den herrlichen Zürchersee hinauffuhr, den zwei Dezennien früher Klopstock besungen hatte, schenkte ihm die Muse das prächtige Lied:

„Und frische Nahrung, neues Blut  
Saug' ich aus freier Welt;  
Wie ist Natur so hold und gut,  
Die mich am Busen hält . . .“

Von Richterswil aus wandern die Freunde über Einsiedeln nach Schwyz, ersteigen den Rigi, wo sie nach Goethes Tagebuch „in Wolken und Nebel rings die Herrlichkeit der Welt“ erblicken, lassen sich von Vitznau nach Flüelen rudern und gewinnen endlich, der stäubenden Reuss folgend, die Passhöhe des Gotthard. In der dritten Strophe des Mignonliedes hat Goethe später die wildromantische Szenerie des oberen Reusstales mit wenigen Strichen meisterhaft geschildert:

„Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?  
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;  
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;  
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.“

Noch zweimal stand Goethe auf der Wasserscheide des Rheins und der Rhone: im Herbst des Jahres 1779, als er mit dem Herzog jene kühne, von ihm selbst meisterhaft beschriebene Spätherbstwanderung über die Furka ausführte, und im Sommer 1797, als er als Gast bei seinem Freunde Heinrich Meyer, dem „Kunschtmeier“, in Stäfa weilte. Alle drei Schweizerreisen haben den Dichter, wie seine Aufzeichnungen aus jenen Tagen beweisen, an Leib und Seele erfrischt und gekräftigt, wenn auch der alternden Exzellenz einmal in einer grämlichen Stimmung das mürbische Wort entfiel: „Warum bin ich nicht mehr so leicht auf den Füßen, als zur Zeit, wo ich meine unnützen Reisen in die Schweiz tat, da man glaubte, es sei was Grosses getan, wenn man Berge erklettert und angestaunt hatte“ (am 31. Oktober 1823 an Nees von Eisenbeck). Vor allem die dritte Schweizerreise hat in seiner Dichtung deutliche Spuren hinterlassen; ihr verdanken wir die herrliche Elegie „Euphrosyne“, die Goethe in Stäfa unter dem ersten mächtigen Eindruck der Nachricht vom unerwarteten Tode der geliebten Schauspielerin Christiane Becker, geb. Neumann, niederschrieb, und in dem begeisterten Hymnus des erwachenden Faust (II. Teil, I. Akt, 1. Szene) auf die Natur hielt der Dichter entschieden Erinnerungen aus der Schweiz fest. Doch die herrlichste Frucht, die Goethes Schweizerreisen gezeitigt haben, ist Schillers Tell.

Schiller hat die Urnerberge nie mit eigenen Augen gesehen; lediglich auf Grund eifriger Studien und besonders der Schilderungen seines

Freundes (und seiner Gattin D. R.), der ihm den eminent dramatischen Stoff grossmütig abgetreten hatte, entwarf er mit genialer Schöpferkraft das Bild des von hohen Bergzinnen umrahmten Urnersees, das, echt und naturgetreu bis in alle Einzelheiten, uns noch heute mit Bewunderung und Entzücken erfüllt.

Drei literarische Werke von weltgeschichtlicher Bedeutung haben den Weltruf der Schweizeralpen begründet: Hallers „Alpen“, Rousseaus „nouvelle Héloïse“ und Schillers „Tell“; Haller aber, dem ersten Sänger des Hochgebirges, gebührt das Verdienst, die Alpen für die Dichtkunst erobert zu haben; seit Haller erscheint neben dem hügeligen Flachland, dem heiteren, sonnigen Arkadien von Salomon Gessners anmutigen Schäferidyllen auch die bisher unbekannte Szenerie des Hochgebirges in der deutschen Dichtung. Die schweigenden Tannenwälder, in denen sich da und dort ein stilles Klösterchen oder eine einsame Eremitenbehausung verbirgt, bieten der elegischen Herbststimmung Friedrichs v. Matthisson neue Nahrung, und die tränenschwere Heimwehpoesie seines Freundes Gaudenz von Salis-Seewis besingt die liebliche Stille des Weilers, der sich tief im grünen Tal in einen dichten Wald von „beschirmendem Gesträuch“ einspinnt. In stimmungsvollen Gedichten preist der unglückliche Friedrich Hölderlin, der mit den Klassikern die Verehrung der Antike, mit den Romantikern die Sehnsucht nach der blauen, idealen Ferne teilt, das Schicksal seines Freundes Hiller, den „die Riesentochter der schaffenden Natur, Helvetia, umfing“, und begeistert ruft er beim Anblick der fernen Alpen aus: „Wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf der Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln!“

Die wachsende Freude an dem unschuldvollen Naturdasein des Schweizer Hirtenvölkchens erfuhr durch Sammlungen von Volksliedern und Kuhreihen kräftige Förderung, und nachdem 1806 der erste Band von Stalders Idiotikon erschienen war, begann man sich nach und nach selbst für die Sprache der Bergbauern, die man bisher als rauh und barbarisch verachtet hatte, zu interessieren. Im grossen Ganzen allerdings scheint die Kenntnis der schweizerischen Berge und ihrer Kinder im ersten Viertel des XIX. Jahrhunderts noch auf ziemlich schwachen Beinen gestanden zu haben, sonst wäre es nicht fasslich, dass das süsslich-sentimentale, innerlich vollständig gehaltlose und unsittliche „Mimili“-gewäsch des Berliner Hofrates Heun alias Clauren, gegen den Wilhelm Hauff mit seinem „Mann im Mond“ Sturm lief, so lange ernst genommen werden konnte.

In der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, zur Zeit, da in der grünen Steiermark Peter Rosegger seine meisterhaften Berggeschichten



schuf, und Ludwig Anzengrubers prächtige Bauerndramen reiften, wuchs in der Schweiz ein Geschlecht von Künstlern heran, die die ganze herrliche Schönheit der Alpenwelt in sich aufzunehmen und in würdiger Form wiederzugeben verstanden. Der Aargauer Adolf Frey, einer der feinsinnigsten Lyriker der Gegenwart, entwirft in stimmungskräftigen und klangvollen Liedern packende Bilder aus den Bergen; der Einsiedler Meinrad Lienert, vielleicht der originellste unserer Erzähler, wetteifert in der Darstellung heiterer Kinderszenen mit Rosegger; Jakob Bossharts herbe Gedankenkunst verbindet die poetische Behandlung tief gefasster menschlicher Probleme mit der anschaulichen Schilderung älplerischer Dorfsitten. Jos. Vikt. Widmann beschreibt in humorvoller und künstlerischer Form seine Spaziergänge in den Alpen, und Ernst Zahn und J. C. Heer schildern, dieser mit dem Pinsel, jener mit dem Meissel arbeitend, in vielgelesenen Romanen und Novellen das Leben und Lieben der Bergbauern. Zahn und Heer sind dem Charakter ihrer Dichtung nach Pathetiker; Zahn hat die Form, die scharfe Kontur, Heer die Farbe, die er in leuchtender, verschwenderischer Fülle aufträgt; Plastik und Farbenpracht aber vereinigen sich in der Dichtung des Meisters, als dessen Erben oder Absenker Zahn und Heer erscheinen, in der Dichtung Conrad Ferdinand Meyers zu einem Gesamtbild von erhabenster leidenschaftlicher Schönheit und Grösse.

Während wir aus C. F. Meyers Novellen immer, selbst wenn uns der Dichter nach dem sonnigen Italien führt, das ferne Brausen eines schäumenden Bergbaches herauszuhören glauben, wandern wir an der Hand Gottfried Kellers durch eine ruhige, heitere Landschaft mit weiten, grünen Wiesen, stattlichen Obstbaumwäldern und welligen, sanft sich abdachenden Höhenzügen; über Kellers Dichtung liegt das warme Sonnengold eines reich gesegneten Erntetages, über der Dichtung C. F. Meyers dagegen leuchtet, wie er selbst sagen durfte, das Firnenlicht der Bündnerberge in strahlend hellem Glanz. C. F. Meyer ist durchaus ein Sohn der Berge; im Anblick der Berge wächst er auf; an der Schwelle der Alpenwelt verlebt er in stiller, gesegneter Arbeit seine Mannesjahre; in den Bergen sucht und findet er frischen Mut und frische Kraft zu neuem Schaffen. Und in inbrünstigem Gebet fleht er den Segen des Himmels auf die geliebte Bergheimat herab:

„Und ich sah zwei treue Sterne  
Über meiner Heimat steh'n.  
Leben wird mein Volk und dauern  
Zwischen seinen Felsenmauern,  
Wenn die Dioskuren gerne  
Segnend ihm zu Haupte steh'n.“